



Musizieren motiviert. Die wissenschaftliche Begleituntersuchung des Musikprojekts „Jedem Kind ein Instrument“ stellte fest: Das Projekt ist eine erfolgreiche pädagogische und musikalische Fördermaßnahme, die für die Kinder Erfolge und damit positive Selbstkonzepte für weiteres Lernen schafft. Das für das Erlernen eines Musikinstruments nötige systematische Üben fördert ein adäquates Lernverhalten, indem der Zusammenhang zwischen Anstrengung und Lernerfolg trainiert wird. Musik machen schafft soziale Einbindung und ein positives Lebensgefühl.

Singende Kinder zeigen mehr Mitgefühl

Singen ist gesund und macht glücklich. Die Musikpädagogen Karl Adamek und Thomas Blank (Universität Münster) bewiesen 2006 in einer empirischen Untersuchung von 500 Kindern im Rahmen der Schultauglichkeitsprüfung: Tägliches Singen fördert die gesunde physische und psychische Entwicklung von Kindern. Es zeigte sich, dass sich Kinder, die viel singen, auf allen Ebenen besser entwickeln als solche, die wenig oder gar nicht singen. Der Vorsprung zeigte sich u. a. in der Entwicklung von Sprache und sozialer Kompetenz: Singende Kinder können sich in andere besser einfühlen, sie geben und erleben Unterstützung.

Singen macht klug. Der HNO-Arzt Michael Fuchs stellte 2006 in einem Vergleich von 200 in Chören singenden Mädchen und Jungen mit ebenso vielen gleichaltrigen Nicht-Sängern fest, dass sich das Singen positiv auf kognitive Fähigkeiten auswirkt, sprich, auf die kommunikative Kompetenz und das Speichern von Gedächtnisinhalten.

Das Gehirn verändert sich durch Musik. Der Neurowissenschaftler Laurel Trainor von der kanadischen McMaster Universität fand 2006 heraus, dass sich das Gehirn von Kindern, die Musikunterricht bekommen, besser entwickelt als das von Kindern, die keinen Unterricht nehmen. Vorteil der „Musik-Kinder“: Lesefähigkeit, Erinnerungsvermögen, mathematische Fähigkeiten und Intelligenzquotient nahmen zu. Für die Studie wurden ein Jahr lang zwölf Kinder zwischen vier und sechs Jahren untersucht, die Hälfte hatte Musikunterricht, die andere Hälfte nicht. Nach einem Vierteljahr wurden ihre Fähigkeiten überprüft. Dazu mussten alle Kinder verschiedene Töne hören, dabei wurde ihre Gehirnaktivität mittels Hirnstrommessung erfasst. Neben der unterschiedlichen Reaktion im Gehirn auf den Musik-Reiz entwickelte sich die allgemeine Merkfähigkeit und Gedächtnisleistung bei den Musik-Kindern viel besser als bei anderen – im Lesen und Schreiben, in Mathematik und im räumlichen Denken. Die Erklärung für dieses Phänomen: Hirnregionen, in denen syntaktische Informationen über Sprache und Musik verarbeitet werden, überlappen sich zumindest teilweise.

Wer Musik macht, lernt leichter

Musik und Sprache sind in der frühen Sprachentwicklung unzertrennlich. Den Zusammenhang zwischen Musik und Sprache kann auch Dierk Zaiser, Bewegungstherapeut an der Fakultät für Sonderpädagogik der Universität Reutlingen, bestätigen. Zaiser wies 2006 enge Zusammenhänge zwischen neuronalen Verbindungen und Musikaktivitäten und einen damit verbundenen Transfereffekt auf spezifische Fähigkeiten wie beispielsweise die Sprachfähigkeit nach. Zaiser schlussfolgerte, dass es in der frühen Phase der Sprachentwicklung eine kaum zu trennende Entwicklung von Sprache und Musik gibt und die Grenzen, wenn überhaupt vorhanden, fließend sind. Das ist auch *ein* Grund dafür, warum Eltern mit kleinen Kindern instinktiv häufig einen „Singsang“ anstimmen.

Fazit: Musik hat auch nach neueren wissenschaftlichen Erkenntnissen zahlreiche positive Wirkungen auf die kognitive, emotionale und soziale Entwicklung von Kindern. Wer ein Instrument spielt oder seine Stimme durch Gesang trainiert, übt auch die Prozesse im Gehirn, die das Verstehen von Regeln und Strukturen ganz allgemein ermöglichen. Die positive emotionale und soziale Wirkung von Musik auf Kinder ist ebenfalls unumstritten. Alle Forscher warnen aber vor der Annahme, Musikausbildung sei ein allumfassender Nachhilfeunterricht. Selbst ein Instrument zu spielen oder zu singen, ist auf jeden Fall förderlich für die Entwicklung von Kindern – aber es ist nur ein Weg von vielen.

Autorin: Martina Peters
Quelle: „Pluspunkt“ 1/2009

